

Die Festung Galatz.

Durch die Eroberung von Braila ist der Weg auf Galatz von Süden her geöffnet worden, da Braila als Vorwerk von Galatz den Zugang zu dieser Festung im Süden deckt. Die Bedeutung von Galatz als Festung ist ganz ungewöhnlich. Galatz liegt zwischen den Mündungen des Sereth und des Pruth-Flusses, und zwar von der Mündung des Sereth aus 7 1/2 Kilometer und von der Mündung des Pruth 15 1/2 Kilometer. Nördlich von Galatz erstreckt sich der ziemlich bedeutende Pruth-See bis ungefähr an das rechte Ufer des Pruth-Flusses. Die Festung bildet den südlichen Capitel der befestigten Sereth-Linie und hat auch im Frieden bereits eine starke Besatzung aufzuweisen. Hier befindet sich der Sitz des kommandierenden Generals des 3. Armeekorps, sowie das Kommando der 5. Territorial-Militär-Division. Außerdem sind hier zwei Regimenter Infanterie und ein Regiment Kavallerie garnisoniert. Ein Flottenarsenal und ein Schwimmdock gehören zu den weiteren bedeutenden Einrichtungen, die die Bedeutung des Hafens Galatz erhöhen.

Von den Festungswerken und von der Artillerie-Ausrüstung ist nur wenig Neues zu sagen. Der Festungsgürtel hat eine Länge von ungefähr 15 Kilometer, ist also kleiner als der von Fociani. Die Festungswerke selbst werden vorwiegend durch Anlage von Feldbefestigungen eine Verstärkung erfahren haben. Die Bedeutung dieses Platzes kennzeichnet sich am besten durch den großzügigen Ausbau des Verkehrsnetzes sowohl zu Lande als auch zu Wasser. Galatz ist an die zweite große Hauptbahnstrecke der Moldau-Buzan-Braila-Barboi-Tecuci-Verlad-Jassy durch einen Hauptbahnenweg angeschlossen, so daß die Linie Galatz-Barboi-Tecuci-Verlad-Jassy hergestellt ist. Außerdem besteht noch eine zweite Verbindung mit dieser Hauptstrecke, die von Galatz aus nach Norden an dem Westufer des Pruth-Flusses entlangführt und wiederum bei dem bereits genannten Verlad den Anschluß an die große Strecke nach Jassy findet. Eine andere Straße führt geradenwegs nach Tecuci. Ein weiterer Hauptverkehrsweg von Galatz wird von der Donau gebildet, denn Galatz ist, am linken Ufer der Donau gelegen, der Hauptstapelplatz und Haupthafen der unteren Donau-Länder für den gesamten überseeischen Handel und einer der größten Handelsplätze an der Donau überhaupt.

Besonders für Rumänien hat dieser Handelsplatz eine Bedeutung, der die aller anderen Handelsplätze ein Bedeutendes übertrifft. Im Frieden sind von hier aus Verbindungen nach Konstantinopel, Odesa, den deutschen, österreichischen, italienischen, englischen, französischen und belgischen Häfen mit ständigen Verkehr geschaffen. Durch die Lage am Rnie der Donau war Galatz von je her ein heiß begehrter und heilumstrittener Ort des Balkans, der in der Kriegsgeschichte einen sehr großen Platz einnimmt.

In den Kämpfen der Russen mit den Türken fanden hier im November 1769 und im August 1789 große Schlachten statt, von denen die letztere eine schwere Niederlage der Russen bedeutete. Am 11. August 1791 wurde hier der Vorfrieden für den am 9. Januar 1792 abgeschlossenen Hauptfrieden von Jassy erledigt. Im Jahre 1821 spielte Galatz eine bedeutende Rolle in dem Kriege der Griechen mit den Türken, und im Jahre 1823 wiederum im Kriege der Türken mit den Russen, von 1848 bis 1851 war Galatz von den Russen besetzt, ebenso in den Jahren 1853 und 1854, bis im September 1854 die Österreicher hier einrückten, wo sie bis 1857 blieben.

Auch im russisch-türkischen Kriege 1877 bis 1878 spielte Galatz eine bedeutende Rolle, da die Russen hier am 22. Juni 1877 die Donau überschritten.

Wie die Neue Zürcher Zeitung aus Jassy erzählt, hat die rumänische Regierung beschloffen, eine General-Umfrage durchzuführen, um die Verantwortlichkeiten für die bisherigen Mißerfolge festzustellen. Eine ganze Anzahl admini-

strativer und Militär-Beamten von ihren Posten entbunden, andere den Militärgerichten überwiesen. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß manche Beamte vorzeitig die bedrohten Ortschaften verlassen und auf diese Weise eine Verwirrung unter der Bevölkerung verursacht wurde. Ebenso sind Maßnahmen getroffen worden, um die süd-moldauischen Städte ordnungsgemäß zu evakuieren. Die Städte Fociani, Galatz, Tecucia (der wichtigste Bahnhauptpunkt der südlichen Moldau) sind von der Bevölkerung geräumt worden. Ebenso sind die Getreidevorräte dieser Ortschaften nach Jassy und Odesa geschafft worden. Da nach Rußland nur eine direkte Eisenbahnlinie über Jassy-Ungeni-Mischinew zur Verfügung steht, so vollzieht sich die Räumung der Moldau unter großen Schwierigkeiten für die Zivilbevölkerung, die unbeschreibliche Leiden auszuhalten hat.

Verschiedene Kriegsnachrichten.

Englands neue Reserven.

Der Sondermitarbeiter der Agence Havas an der englischen Front weiß zu melden, daß Marshall Haig gegenwärtig für die Operationen in Frankreich über zwei Millionen vollständig einberufene und reichlich mit Munition versehene Mann verfüge. In Verbindung mit dieser Meldung wird die folgende von Interesse sein: Zur Einstellung der russischen Juden in das englische Heer sind jetzt die Vorbereitungen beendet. Der Plan der Regierung umfaßt nur die russischen Untertanen, die länger als fünf Jahre in England wohnen. Drei Monate nach ihrer Einstellung in das Heer sollen sie naturalisiert werden. Es sollen besondere Kommissionen eingesetzt werden für diejenigen, die besondere Gründe zur Freilassung vom Dienst zu haben glauben. Die Entscheidung dieser Kommissionen ist endgültig, einen Appell an eine höhere Stelle gibt es nicht.

Menschenmangel in Kanada.

Englische Zeitungen melden aus Kanada: Im vergangenen Jahre wurden 178 537 Mann in Kanada für den überseeischen Dienst angeworben. Seit Beginn des Krieges sind 335 955 Mann unter die Waffen getreten. Bekanntlich sollten die kanadischen Truppenverbände im Laufe des vergangenen Jahres auf 500 000 Mann gebracht werden. Dieses Versprechen ist also nicht eingelöst worden.

Das Ende der „Militärmacht“.

Nach holländischen Zeitungsberichten antwortete der englische Minister Henderson auf die Frage eines amerikanischen Zeitungsmannes, ob die Arbeiterpartei den Krieg fortzusetzen wünsche, oder ob sie sich mit einem durch Unterhandlungen zustande gebrachten Frieden begnügen würde: „Die Arbeiterpartei wird sich mit einem Frieden begnügen, der der Gerechtigkeit eine große, durch seine moralischen Ertragungen geleitete Militärmacht ein Ende macht, wenn das durch Unterhandlungen gesichert werden kann. Die sichersten Bürgschaften für die Aenderung des deutschen Charakters sind Friedensbedingungen, die einerseits nicht von Rache eingegeben sein dürfen, andererseits aber auch deutlich machen müssen, daß Deutschland bestraft worden ist (1), und zwar so, daß es selbst für deutsche Geschichtsschreiber unmöglich sein wird, zu behaupten, daß Deutschland am Anfang des 20. Jahrhunderts seiner Militärmacht zu Dank verpflichtet worden sei. Das internationale Streben nach einer friedlichen Zukunft würde sonst nicht verwirklicht werden, und die eine oder andere Großmacht würde sich dann vielleicht weigern, einem Friedensverbände, wie er vorgeschlagen worden ist, beizutreten oder sich seinem Beschluß zu fügen.“

Hestige Kritik des Saloniki-Unternehmens.

Über den Wert des Saloniki-Unternehmens, das der französische Ministerpräsident Briand

als sein ureigenes Werk bezeichnen kann, sind die Vierverbändler immer noch nicht einig. Während italienische und französische Blätter für seine Fortsetzung, wenn auch in beschränktem Maßstabe, sind, schreibt die Londoner Morning Post: „Der Unterhalt dieses Heeres von einer halben Million Mann, der Transport von Tausenden von Geschützen und ungeheurer Mengen Munition, Proviant und sonstiger Ausrüstungsstücke, namentlich aber der Umstand, daß seit mehr als Jahresfrist außerordentlich viel Laderaum durch dieses Unternehmen festgelegt wurde, habe die Kosten der Unternehmung am Balkan für die Verbündeten ungefähr auf die Summe gebracht, die Frankreich 1871 an Deutschland bezahlen mußte. Die Höhe der indirekten Schäden sei überhaupt kaum zu berechnen. Was hätte man vielleicht erzielen können, fragt das Blatt, wenn im Sommer 1916 das Balkanheer nach Frankreich gebracht worden wäre und an der Summe 500 000 Soldaten mehr bereitgestanden hätten? Was sind nun die praktischen Ergebnisse dieser Expedition? Schweigen ist das beste. Die Verbündeten haben im Mittelmeer eine Reihe wertvoller Transportdampfer mit Tausenden von Soldaten, Hilfsmitteln und sonstigen Kriegsschiffen infolge der Transporte nach Saloniki verloren.“

Das russische Heer.

Das vorbildliche Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen, zwischen Offizier und Mann, jene gegenseitige Treue bis über den Tod hinaus, die das deutsche Heer unüberwindlich macht und zugleich eines der schönsten Kapitel in der Geschichte dieses Krieges und in der Geschichte der deutschen Einheit bildet, zeigt sich in dieser Weise in keiner der feindlichen Armeen. Am allerwenigsten bei den Russen, bei denen der Gegensatz zwischen dem Offizierskorps und dem gemeinen Mann durch den Krieg anscheinend erheblich verschärft worden ist.

Der armelige, ungebildete, schmutzige Musketier, der nicht weiß, wofür er kämpft, der nur blind den Befehlen zu gehorchen hat, ist weiter nichts als Kanonensfutter, das rücksichtslos hingeopfert werden darf. Unter diesem Gesichtswinkel wird er auch von seinen Vorgesetzten behandelt; und da die Prügelstrafe im russischen Heere noch immer das beliebteste militärische Anreiz- und Erziehungsmittel ist, so liegt es auf der Hand, daß die Leiden des russischen Soldaten sich keineswegs mit den unvermeidlichen Strapazen des Felzuges erschöpfen.

Gefangene Russen sprechen sich oft in bitterster Weise über die Grausamkeit und Härte ihrer Vorgesetzten aus, die sich vielfach in sinnlosem Mähen der ihnen unterstellten Mannschaften äußert. Aus den Tagebuchaufzeichnungen eines im August 1916 gefangenen Soldaten vom 148. Kavallerie-Regiment fällt ein großes Schlaglicht auf die tatsächlichen Zustände im russischen Heer. Es heißt darin u. a.:

„Wir sind in der Kaserne im Dorfe D. befanzen, nahm das Regime (der Leibeigenschaft) sehr verschärfte Form an; für jedes geringfügige Vergehen, wenn z. B. der Soldat zu spät zum Appell kommt oder zu Heizzwecken aus einem Zaun ein Brett entfernt hat, oder ohne Erlaubnis in die Kantine geht, bekommt er Ohrfeigen. Auch die Prügelstrafe mit der Ruthe ist eine gewöhnliche Erscheinung. Die barbarische Strafe ist durch offiziellen Befehl in allen Truppenteilen angeordnet worden und wird bei ganz geringfügigen Vergehen in Anwendung gebracht. Der schuldige Soldat muß sich vor versammelter Mannschaft hinlegen, erhält 25—50 Rutenhiebe und muß danach sofort zum Exerzieren oder zur Arbeit antreten.“

Aber die Behandlung der gefangenen Soldaten heißt es in diesen Aufzeichnungen: „Die Vorgesetzten der Nebendivisionen-Kommandos behandeln ihre Untergebenen ungläublich roh und unmenschlich, dort, wo der abgeheulte Soldat (der doch den Ehrenstitel „Verteidiger des Vaterlandes“ trägt) sich erholen und ausruhen soll, befindet er sich fast auf einer Stufe mit dem Sträfling. Um 7 Uhr morgens beginnt der Dienst auf dem Exerzierplatz und dauert bis

1/12 Uhr, auch bei der größten Hitze. Leute, deren Wunden an den Händen oder Füßen noch nicht zugeheilt sind, liegen auf dem Plage und werden mit Instruktions-Unterricht beschäftigt. Zum Feiern werden alle, auch die Leute mit noch blutenden Wunden, herangezogen. Verbunden werden diese Leute nur alle zwei Tage, so daß die Wunden sich entzünden und vereitern. Wenn dann diese Soldaten zur Untersuchungskommission kommen, die wöchentlich einmal die Prüfung auf Felddienstfähigkeit vornimmt, wird ihnen vorgeworfen, daß sie absichtlich ihre Wunden offen gehalten hätten. Sie werden mit 10 bis 25 Rutenhieben bestraft und mit dem nächsten Transport an die Front geschickt.“

An der Wahrheit dieser Aufzeichnungen ist nicht zu zweifeln. Sie ergänzen in wertvoller Weise unsere Auffassung vom Geite des russischen Heeres und lassen allerdings die oft so tatkräftig verwirklichte Sehnsucht der russischen Soldaten nach der deutschen Gefangenschaft verständlich erscheinen. D. K.

Politische Rundschau.

Deutschland.

* Wie verlautet, sind die zwischen Deutschland und der Türkei vereinbarten handelspolitischen Verträge, die schon vor einiger Zeit abgeschlossen worden sind, jetzt unterzeichnet worden. Die Neuordnung unserer handelspolitischen Beziehungen zum ottomanischen Reiche ist zum Teil durch die Aufhebung der Kapitulationen, zum Teil durch die dem Kriege zu dankende enge Verbindung mit der Türkei notwendig geworden. Die Verträge umfassen das ganze große Gebiet der wirtschaftlichen Beziehungen, es mußten daher 20—25 Einzelverträge abgefaßt werden. Ein Teil der Verträge wird wegen seiner besonderen Natur in Konstantinopel unterschrieben werden. Mit der Unterzeichnung dieser Verträge beginnt ein neues, hochbedeutungsvolles Kapitel der deutsch-türkischen Beziehungen.

* Bald nach Ausbruch des Krieges wurde im gemeinschaftlichen Landtage der Herzogtümer Koburg und Gotha der Antrag gestellt, die ausländischen Thronanwärter von der Thronfolge auszuschließen. In der letzten Sitzung machte Präsident Dietrich nunmehr die Mitteilung: Die Bevölkerung des Landes darf beruhigt sein, daß der Landtag unablässig bemüht ist, die bedeutungsvolle Gelegenheit deutschem Empfinden entsprechend und im Geiste der Reichsverfassung unter gleichzeitiger Wahrung der schwerwiegenden materiellen Interessen des Landes baldigt der gefeglichen Erledigung entgegenzuführen. — Von den auswärtigen Thronanwärtern des weitverzweigten Hauses Koburg kommen in erster Linie die Angehörigen des englischen Königs Hauses in Frage, welchem der seit 1905 regierende Herzog Carl Eduard entstammt. — Der Antrag bezweckt demgemäß den Ausschluß der englischen Thronanwärter von der Erbfolge in den Herzogtümern Sachsen-Koburg und Gotha.

Italien.

* Die Bierverbandstagung in Rom ist beendet. Die Presse verhält sich sehr zurückhaltend. Nur die Tatsache, daß die Blätter, die bisher die Preisgabe der Stellung Carrails auf dem Balkan als Wahnsinn bezeichneten, einsinken und andeuten, man könne die befestigten Lager von Saloniki und Valona wohl auch halten, wenn man die übrigen vorgeschobenen Stellungen aufgibt, läßt den Schluß zu, daß in der macedonischen Frage ein Abkommen getroffen wurde. Die Beurlaubung wegen Brussilows Preisgabe der Serethlinie ist außerordentlich groß.

Amerika.

* Nach einer Erklärung von zuständiger Stelle hat, entgegen verschiedenen Blättermeldungen, der deutsche Botschafter Graf Bernstorff nicht gesagt, Deutschland sei bereit, eine Entschädigung an Belgien zu zahlen. Graf Bernstorff hat vielmehr ausdrücklich gesagt, daß Deutschland weder für Belgien noch für Nordfrankreich irgend einen Schadenerlaß bezahlen werde.

Hinnerk, der Knecht.

161 Roman von Bruno Wagener.

(Vortsetzung.)

Krischan hatte die Hände vor Arger geballt; aber er hörte nicht auf, dem Alten zuzureden. Borgen sollte er ihm fünfzig Mark, er wollte sie ja zurückgeben; sogar Zinsen wollte er zahlen, zehn vom Hundert den Monat. So viel nahm Frau Hulda bei ihren Geldgeschäften. Doch der Alte schüttelte hartnäckig den Kopf; mochte sich der Junge doch an seine Mutter wenden, wenn er durchaus Geld zum Bertrinken brauchte.

Da kam gerade eben der Krämer Kleinjohann durch die Gartenfir, und Franz Niemann schmunzelte, als er mit dem Finger auf ihn wies. Das war so ein kleiner Anbauer, der seinen Laden im Dorfe aufgemacht hatte und mit allem möglichen handelte: mit Kolonialwaren und Bier, mit Sirup und Wein, mit Lichtern und Band, mit Knöpfen und Schuhen, mit Grobem und Kleinem, aber das Geschäft brachte nichts ein, und dabei hatte der Mann Schulden.

Sechshundert Mark hatte ihm Hulda Niemann geborgt, machte sechzig Mark Zinsen im Jahre, und jedes Jahr sollte er hundert Mark vom Kapital zurückzahlen. Am 1. Oktober war die erste Jahresrate fällig geworden, und Kleinjohann hatte nicht zahlen können. Da war er bei Hulda Niemann schlecht angekommen. Wenn er nicht bis zum Sonntag die hundert Mark vom Kapital und die fälligen Quartalszinsen und fünf Mark extra für die Verzögerung abbracht

hätte, wollte sie am Montag zum Rechtsanwalt nach Mülln fahren. Was das bedeutete, wußten ihre Schuldner; dann hieß es, die ganze Schuldsumme auf einmal zurückzahlen und die Kosten dazu. Und darum ladete Franz Niemann, als er den Kleinjohann eintreten sah. Der hatte das Geld in der Tasche, und wenn er es sich hätte vom Teufel selbst borgen müssen.

Mochte der Krischan zu der Mutter gehen und sich von der Geld geben lassen; sie hatte es ja. Aber Krischan stampfte mit dem Fuß auf, er war im Gesicht grünlich geworden vor Arger, daß der Alte ihm mit solchen Dummheiten kam. Der wußte doch ganz genau, daß die Mutter ihm nichts mehr gab. Jetzt aber war ihm die Geduld gerissen; er mußte Geld haben, denn er hatte den Kumpanen versprochen, nachmittags zum Statpielen bei Mahnte zu sein.

„Gib mir den Schlüssel her, Vater,“ sagte er giftig. „Ich weiß ja, wo es liegt und nehme mir's selbst aus dem Kasten. Mache keine langen Sperenschen, sonst breche ich das Schloß auf. Ich will Geld haben, ich will —“

Der Alte rang nach Luft; ihm war todesangst ums Herz; dem Krischan war ja alles zuzutrauen. Aber er sagte doch: „Du bekommst nichts — nichts — keinen Pfennig.“

Den Schlüssel! Gib den Schlüssel her! kreischte der Buhdige in höchster Wut, und dabei stürzte er sich auf den hilflosen Kleinen, der mit schlatternden Gliedern im Lehnsstuhl saß und die Hände abwehrend vorstreckte.

Nun rangen die beiden um den Schlüssel, den der Sohn dem Vater aus der Tasche zu

zerrn suchte. Franz Niemann suchte aus dem Stuhle hochzukommen, und nun gelang es ihm, sich anzurichten. Da plötzlich fühlte er, wie ihm eine glühend heiße Welle in Hals und Kopf hochschob. Er sah nichts mehr; schwarz war es vor seinen Augen. Mit lautem Gepolter fiel der Lehnsstuhl um, und neben ihm stürzte die mächtige Gestalt des alten Bauern tragend zu Boden.

Krischan stierte sprachlos auf den so plötzlich Dahingestreckten. Hatte er das getan? Oder war es nur ein Schlaganfall? Die Gedanken wirrten ihm wild durchs Gehirn. Er sah alles um sich herum ganz deutlich, und doch war es ihm, als sähe er es wie im Nebel. Da ging gerade der Krämer, der der Mutter Geld gebracht hatte, durch den Garten und begegnete in der Tür der Frau Meyer, die mit einem Baden ankam. Und dann sah er wieder den Alten regungslos am Boden; und in furchtbarer Angst stürzte er zur Tür und schrie: „Mutter! Mutter! Der Vater ist tot!“

Die Alteleiterin sah am Tisch im Wohnzimmer und lieflos mit ihren Händen das vor ihr aufgezahlte Geld. Ein Hundertmarkschein war es, abgegriffen und schmutzig, und daneben lagen fünf Talerstücke. Hulda Niemann nahm jedes einzelne in die Hand und sah es an. Dabei schimpfte sie halblaut auf den Kleinjohann, der die fünf Mark nicht gebracht hatte, die sie ihm als Strafe für die Verzögerung auferlegen wollte. Was war denn das für ein Taler, den sie zuletzt vom Tisch aufnahm? Sie sah ihn mißtrauisch an. Der war gewiß unecht; denn so einen hatte sie noch nie gesehen. Ein lauter

Frauenkopf zierte die Bildseite. Sie las die Umschrift — es war ein Frankfurter Taler. Den legte sie beiseite, um ihn prüfen zu lassen. Und nun wollte sie es wegstoßen, das liebe Geld, in die stärksterne Kasse, die sie in einem geheimen Fach ihres Schrankes sehen hatte.

Da hörte sie das Geschrei: „Tot! Tot!“ gellte es in ihren Ohren. Ein Grauen befiel sie, daß sie darüber sogar den Schatz auf dem Tische vergaß. Und nun könnte es wieder von oben herab. „Kommt raus, Mutter! Der Vater ist tot!“ Unwillkürlich gehorchte sie dem Ruf. Aber die Beine waren ihr wie Blei; sie mußte sich am Geländer der Treppe anhalten, als sie hinaufstieg.

Mit ihrem Baden gestopfter Strümpfe im Arme betrat Frau Meyer das Zimmer gerade, als die Alteleiterin oben angelangt war. Erstarrt blickte die Mütterin sich um; sie hatte doch eben ein Geschrei gehört, und nun war niemand hier. Ihren Baden legte sie auf den Tisch und setzte sich dann auf einen Stuhl an der Wand, um zu warten, bis jemand kam. Eine kleine Weile sah sie da und sah auf ihre im Schoß gefallenen Hände. Dann fing sie an, sich im Zimmer umzusehen. Da fiel ihr Blick auf das Geld auf dem Tisch. Es durchfuhr sie ordentlich. Ach, hatten die Leute viel Geld! Sie mußte hinblicken, mochte sie wollen oder nicht. Endlich hielt sie es nicht mehr aus und stand auf. Auf den Behen schlich sie an den Tisch heran und stierte auf das Geld. Dann tippte sie mit dem kleinen Finger auf den blauen Schein. Der den sein eigen nannte! Und dann die Taler! Sie sah sich sehen um.